



dot
books

JANE
FEATHER

REGENCY ANGELS

Die verführerische
Diebin

ROMAN

Über dieses Buch:

England im 18. Jahrhundert. Nachdem gewissenlose Betrüger sie um ihren Besitz und ihr gesellschaftliches Ansehen gebracht haben, bleibt der jungen Octavia Morgan keine andere Wahl, als sich in den Straßen Londons als Taschendiebin zu verdingen. Mit geschickten Händen ist es ihr ein Leichtes, Snobs und hochnäsige Ladys um das ein oder andere Kleinod zu erleichtern – doch der geheimnisvolle Lord Warwick lässt sich nicht von ihrer unschuldigen Schönheit täuschen. Anstatt sie jedoch der Polizei auszuliefern, macht er ihr ein unerhörtes Angebot: Sie soll am Königshof einen Ring entwenden, der rechtmäßig ihm gehört. Eigentlich keine Herausforderung für Octavia – würde der gutaussehende Warwick nicht ständig ihr Herz aus dem Takt bringen ...

»Jane Feather schreibt Romane zum Sammeln – man muss sie einfach alle haben!« Romantic Times

Über die Autorin:

Jane Feather ist in Kairo geboren, wuchs in Südengland auf und lebt derzeit mit ihrer Familie in Washington D.C. Sie studierte angewandte Sozialkunde und war als Psychologin tätig, bevor sie ihrer Leidenschaft für Bücher nachgab und zu schreiben begann. Ihre Bestseller verkaufen sich weltweit in Millionenhöhe.

Bei dotbooks erscheinen als weitere Bände der Reihe »Regency Angels«:

»Die unwiderstehliche Spionin – Band 1«

»Die verlockende Betrügerin – Band 3«

Außerdem ihre Reihe »Love Charms« mit den Bänden:

- »Die gestohlene Braut – Band 1«
- »Die geliebte Feindin – Band 2«
- »Die falsche Lady – Band 3«

In der Reihe »Regency Nobles« erschienen:

- »Das Geheimnis des Earls – Band 1«
- »Das Begehren des Lords – Band 2«
- »Der Kuss des Lords – Band 3«

Außerdem erscheinen in der Reihe »Die Ladys vom Cavendish Square«:

- »Das Verlangen des Viscounts – Band 1«
- »Die Leidenschaft des Prinzen – Band 2«
- »Das Begehren des Spions – Band 3«

eBook-Neuausgabe Juni 2022

Die amerikanische Originalausgabe erschien erstmals 1995 unter dem Originaltitel »Vanity« bei Bantam Books, New York. Die deutsche Erstausgabe erschien 1997 unter dem Titel »Diebin meines Herzens« im Goldmann Verlag.

Copyright © der amerikanischen Originalausgabe 1995 by Jane Feather

Published by Arrangement with Shelagh Jane Feather

Copyright © der deutschen Erstausgabe 1997 by Wilhelm Goldmann Verlag, München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Copyright © der Neuausgabe 2022 dotbooks GmbH, München

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30161 Hannover

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit Genehmigung des Verlages wiedergegeben werden.
Titelbildgestaltung: Wildes Blut – Atelier für Gestaltung
Stephanie Weischer unter Verwendung mehrerer
Bildmotive von © shutterstock
eBook-Herstellung: Open Publishing GmbH (mm)

ISBN 978-3-98690-301-5

Liebe Leserin, lieber Leser, wir freuen uns, dass Sie sich für dieses eBook entschieden haben. Bitte beachten Sie, dass Sie damit ausschließlich ein Leserecht erworben haben: Sie dürfen dieses eBook – anders als ein gedrucktes Buch – nicht verleihen, verkaufen, in anderer Form weitergeben oder Dritten zugänglich machen. Die unerlaubte Verbreitung von eBooks ist – wie der illegale Download von Musikdateien und Videos – untersagt und kein Freundschaftsdienst oder Bagatelldelikt, sondern Diebstahl geistigen Eigentums, mit dem Sie sich strafbar machen und der Autorin oder dem Autor finanziellen Schaden zufügen. Bei Fragen können Sie sich jederzeit direkt an uns wenden: info@dotbooks.de. Mit herzlichem Gruß: das Team des dotbooks-Verlags

Sind Sie auf der Suche nach attraktiven Preisschnäppchen, spannenden Neuerscheinungen und Gewinnspielen, bei denen Sie sich auf kostenlose eBooks freuen können? Dann melden Sie sich jetzt für unseren Newsletter an:

www.dotbooks.de/newsletter (Unkomplizierte Kündigung-per-Klick jederzeit möglich.)

Wenn Ihnen dieser Roman gefallen hat, empfehlen wir Ihnen gerne weitere Bücher aus unserem Programm. Schicken Sie einfach eine eMail mit dem Stichwort »Regency Angels 2« an: lesetipp@dotbooks.de (Wir nutzen Ihre an uns übermittelten Daten nur, um Ihre Anfrage beantworten zu können – danach werden sie ohne Auswertung, Weitergabe an Dritte oder zeitliche Verzögerung gelöscht.)

Besuchen Sie uns im Internet:

www.dotbooks.de

www.facebook.com/dotbooks

www.instagram.com/dotbooks

blog.dotbooks.de/

Jane Feather
Regency Angels -
Die verführerische Diebin

Roman

Aus dem Amerikanischen von Cornelia Haenchen

dotbooks.

Prolog

Sussex, England: 1762

Die drei Jungen kämpften sich den steil ansteigenden, grasbewachsenen Hang zum Felsplateau der Steilküste von Beachy Head hinauf. Eine heftige Windböe erfaßte den Drachen und jagte ihn höher in den strahlend blauen Himmel hinein. Philip Wyndham straffte die Schnur und stürmte noch wilder voran.

Gervase, der älteste der drei, blieb erschöpft stehen, sank vornüber und rang mit dem gequälten Keuchen des Asthmaticus nach Luft. Cullum faßte seinen Bruder an der Hand und zog ihn mit zum Plateau hinauf. Er war ein kräftiger Kerl und hatte, obwohl zwei Jahre jünger, keine Mühe, den schwächlichen Gervase zu schleppen. Schon lachten beide wieder, als sie Philip oben einholten.

Einen Augenblick lang standen die drei ganz still am Rande des Plateaus und schauten atemlos in den scharf ins Gestein gemeißelten, jäh abstürzenden Trichter, an dessen Sohle tief unter ihnen die Brandung gegen schartige Felsen donnerte.

Schauernd zog Gervase die schmalen Schultern hoch. Schon immer hatte der Trichter eine eigenartige Faszination auf ihn ausgeübt. Sein unerbittlicher Abgrund schien ihn zu locken, sich fallen zu lassen, hinein in diesen Schlund, hinein in die enge Röhre, in der sich der heulende Wind in wilden Wirbeln fing – sich fallen zu lassen bis ganz hinunter zu den gischtgekrönten, messerscharfen Felsenzähnen.

Er trat einen Schritt zurück. »Philip, gib mir den Drachen. *Ich* bin jetzt dran!«

»Bist du nicht!« Philip schlug Gervase den Arm weg, als er nach der Drachenschnur griff. »Wir haben ausgemacht, daß ich ihn eine halbe Stunde haben darf.«

»Und diese halbe Stunde ist jetzt vorbei«, sagte Cullum mit der ihm eigenen Autorität und streckte ebenfalls fordernd die Hand nach der Schnur aus.

Eine Möwe schoß im Sturzflug auf die Klippen nieder. Ihr klagender Schrei wurde von einer zweiten, dann einer dritten aufgenommen. Die drei Jungen begannen, sich um die Drachenschnur zu balgen, während hoch über ihren Köpfen die Möwen kreisten, wie schwarze Schatten vor den weißen Quellwolken.

Cullum rutschte bei dem Gerangel auf einem losen Grasbüschel aus und fiel aufs Knie. Als er sich wieder aufrappelte, sah er, wie Gervase gerade nach der Drachenschnur hechtete, die Philip höhnisch lachend noch immer festhielt. Dessen schiefergraue Augen verengten sich plötzlich zu tückischen Schlitzern. Erneut schnellte Gervase nach oben, um Philip am Handgelenk zu packen, doch dieser sprang blitzschnell zur Seite und trat mit dem Stiefel zu. Er traf seinen Bruder mit voller Wucht an der Wade.

Gervases langgezogener Schrei mischte sich mit der heiseren Klage der Möwen, bis er endlich verklang.

Die beiden Jungen auf dem Plateau starrten in den Trichter, hinab zu dem leblosen Bündel, das tief unten auf einem flachen Felsen lag. Es war, als saugten die Wellen an der Seidenhose ihres Bruders.

»Du warst es«, stieß Philip hervor. »Du hast ihm ein Bein gestellt.«

Cullum starrte ihn fassungslos an. Blankes Entsetzen stand in seinem Gesicht. Sie waren Zwillingsbrüder, doch ihre Ähnlichkeit beschränkte sich auf die charakteristischen grauen Augen der Wyndhams. Philip sah

wie ein kleiner Engel aus mit seinem runden, von üppigen goldenen Locken umrahmten Gesicht. Er war zwar schwächling, wirkte aber, anders als der unglückliche Gervase, recht robust. Cullum dagegen war ein kräftiger Junge mit breiten Schultern und muskulösen Beinen. Ein dichter dunkelbrauner Haarschopf betonte seine ausdrucksstarken Züge.

»Was meinst du damit?« flüsterte er voller Angst. Seine Augen flackerten gespenstisch.

Philip funkelte ihn hinterhältig an. »Ich hab's genau gesehen«, zischte er. »Du hast ihm ein Bein gestellt. Ich hab's genau gesehen.«

»Nein«, flüsterte Cullum. »Nein, ich war's nicht. Ich wollte mich gerade hochrappeln ... du hast ...«

»*Du* warst es!« unterbrach ihn Philip. »Ich werde allen sagen, was ich gesehen habe, und sie werden mir glauben. Du weißt, daß sie mir glauben werden!« Sein Blick durchbohrte den Bruder, und als Cullum den Triumph des Bösen in Philips engelsgleichem Gesicht wahrnahm, überwältigte ihn wieder das altbekannte Gefühl lähmender Hilflosigkeit. Man würde Philip glauben wie immer. Alle glaubten Philip.

Mit einem Ruck wandte sich Cullum ab, stürzte an den Rand des Plateaus und suchte verzweifelt einen Abstieg zu dem leblosen Körper seines Bruders. Philip rührte sich nicht von der Stelle und sah unbeteiligt zu, wie Cullum schließlich, ein paar Meter weiter, vorsichtig mit den Händen tastend, begann, sich vom Grasrand des Plateaus aus die gefährliche Steilwand hinunterzuhangeln.

Als Cullum verschwunden war, rannte auch Philip los. Er stürmte in die andere Richtung, den steilen Hang hinab auf die schmale Landstraße zu, die nach Wyndham Manor führte, dem Sitz des Earl of Wyndham. Seine Lippenbewegungen verrieten, daß er sich bereits seine Version des Unfalls zurechtlegte, dem der älteste Sohn des

Earl of Wyndham zum Opfer gefallen war. In seinen Augen sammelten sich die ersten Tränen.

Hoch über ihm tanzte munter der Drachen im Wind.

Kapitel 1

London: Februar 1780

Schon vor Tagesanbruch waren die Massen in die Stadt geströmt. Im Kampf um die besten Plätze an der Straße nach Tyburn schoben und stießen sich die Menschen, und die Glücklichen schafften es, sich direkt am Fuß des Galgens zu postieren. Es schneite ein wenig, und dazu blies ein eisiger Wind, doch die Leute ließen sich ihre Festtagslaune nicht verderben. Die Bauern aus der Umgebung waren mit ihren Weibern in die Stadt gekommen. Freigebig teilten sie den Inhalt ihrer Proviantkörbe mit den Nachbarn, während die Kinder Fangen spielten. Mal verschwanden sie im Getümmel, bald tauchten sie lachend wieder auf und purzelten als raufende Knäuel auf das Pflaster. Die Hausbesitzer an der Straße nach Newgate witterten ihre Chance, denn hier mußte der Henkerskarren vorbeikommen. Immer wieder brüllten sie ihre Preise für einen Platz auf dem Fensterbrett oder auf dem Dach in die Menge.

Denn es versprach in der Tat ein Spektakel zu werden, für das es sich lohnte, tief in die Tasche zu greifen: die Hinrichtung von Gerald Abercorn und Derek Greenthorne, zwei berüchtigten Straßenräubern, die fast zehn Jahre lang unter den Reisenden in der Umgebung von Putney Heath Angst und Schrecken verbreitet hatten.

Eine dralle, rotwangige Frau, die sich eine Taubenpastete schmecken ließ, schmatzte mit vollem Munde: »Jetzt, wo sie die zwei erwischt haben, kann es

doch nicht schwer sein, den dritten auch noch zu schnappen.«

Ihr Mann kramte aus der geräumigen Tasche seines weiten Mantels eine Flasche Rum hervor. »Nee, Alte«, gab er zurück, »Lord Nick werden sie nicht kriegen, laß dir das gesagt sein!« Er nahm einen herzhaften Schluck und wischte sich den Mund mit dem Handrücken ab.

»Na, Sie scheinen ja sehr überzeugt, Sir«, ertönte eine amüsierte Stimme hinter ihm. »Warum sollte denn dieser sogenannte Lord Nick schwerer zu fassen sein als seine unglücklichen Kumpane?«

Der Mann tippte sich an die Nase und zwinkerte dem Fremden vielsagend zu. »Weil er einen Riecher hat, verstehen Sie? Weil er ein unheimlich schlauer Fuchs ist. Bis jetzt ist er ihnen noch jedesmal durch die Maschen geschlüpft. Man munkelt sogar, daß er in einer Rauchwolke verschwindet, er und sein weißer Gaul. Wie Old Nick, der Leibhaftige selbst.«

Sein Gesprächspartner lächelte ein wenig spöttisch, schwieg jedoch und nahm eine Prise Schnupftabak. Er war gut einen Kopf größer als seine Umgebung, so daß er freien Blick auf den Galgen hatte. Als er vom Ende der Tyburn Road her das verhaltene Raunen der erregten Menge vernahm, das die Ankunft des Karrens mit den Todeskandidaten ankündigte, war sein Lächeln wie weggewischt. Mit harten Ellbogenstößen schob er sich durch die Massen, ohne auf Flüche und Verwünschungen zu achten, bis er die Richtstätte erreicht hatte.

John Dennis, der Henker, hatte bereits seinen Platz auf dem breiten Karren eingenommen, der unter dem Galgen stand. Er schlug sich den Schnee von den schwarzen Ärmeln und spähte angestrengt durch das mittlerweile dichte Gestöber in die Richtung, aus der seine Kunden kommen mußten.

»Kann ich Sie einen Moment sprechen, Sir?«

Dennis fuhr zusammen und schaute von seinem Karren hinunter. Vor ihm stand ein unauffällig gekleideter Herr in schlichtem braunem Mantel und Reithosen, der ihn mit seinen grauen Augen durchbohrte. »Was verlangen Sie für die Leichen?« fragte er und zückte einen ledernen Geldbeutel. Verheißungsvoll klinkerte der Inhalt, als er den prallen Sack in die andere Hand fallen ließ. Dennis kniff die Augen zusammen. Er musterte den Mann genauer und bemerkte, daß auch seine übrige Kleidung zwar unauffällig, aber aus bestem Material und tadellos geschnitten war. Das Leinenhemd des Gentleman war blütenweiß, wenn auch ohne Spitzenkrause, und sein Hut großzügig mit einem silbernen Band verziert. Dennis' taxierender Blick glitt über die feinen weichen Lederstiefel, deren Schnallen, die, wie er sofort erkannte, ebenfalls aus reinem Silber waren. Straßenräuber – zumindest Mr. Abercorn und Mr. Greenthorne – hatten offenbar wohlhabende Freunde.

»Fünf Guineen für jeden«, entgegnete er knapp, ohne auch nur eine Sekunde zu überlegen. »Und drei für die Kleider.«

Der Fremde verzog angewidert den Mund, öffnete jedoch wortlos seine Börse.

Dennis beugte sich hinab, und der Mann in Braun zählte ihm die geforderten Goldmünzen in die ausgestreckte Hand. Dann wandte er sich ab und winkte vier stämmige Träger heran, die etwas abseits des Gedränges an ihre Karren gelehnt standen. »Bringt die Leichen zum ›Royal Oak‹ in Putney«, befahl er knapp und warf jedem eine Guinee zu.

»Wahrscheinlich werden wir uns mit den Leuten des Chirurgen um die Leichen schlagen müssen«, sagte einer der vier mit scheelem Blick.

»Wenn ihr sie sicher zum ›Royal Oak‹ gebracht habt, gibt es noch einmal eine Guinee«, erwiderte kalt der Mann in Braun. Dann machte er auf dem Absatz kehrt und bahnte

sich den Weg zurück durch die Menschenmasse. Er hatte seine Mission erfüllt und dafür gesorgt, daß die sterblichen Überreste seiner Freunde nicht auf dem Seziertisch des Chirurgen zerstückelt würden. Aber ihren Tod mit eigenen Augen mitanzusehen, nein, das war ihm unerträglich.

Er war bereits bis zur Mitte der Menge vorgedrungen, als der Lärm aus der Tyburn Road answoll. Jetzt mußte die Ankunft der Delinquenten aus Newgate unmittelbar bevorstehen. Fieberhafte Erregung erfaßte die Menschen. Ungestüm drängten sie zum Galgen, so daß der Mann keinen Schritt mehr vorankam. Resigniert blieb er stehen und versuchte, sich gegen den Strom der Gaffer zu stemmen. Sie knufften und pufften, schimpften und fluchten und stellten sich auf die Zehenspitzen, um einen besseren Blick auf den Ort des Geschehens zu erhaschen.

»Nehmen Sie den Hut ab, Frau!« Den Schrei aus rauher Kehle begleitete ein nicht minder rauher Stoß gegen ein Ungetüm aus Stroh und scharlachrot gefärbten Federn.

Zornbeugend fuhr die Besitzerin desselben herum, eine Kutschersfrau mit rosigen Wangen, und schleuderte dem Übeltäter ihre gewaltige Ginfahne sowie einen Schwall obszöner Flüche entgegen, die der Betroffene in gleicher Münze zurückzahlte. Der Mann in Braun seufzte und hielt sich die Nase zu, denn es stank penetrant nach billigem Fusel und verschwitzten Leibern. Die Atmosphäre unter den Zuschauern hatte sich trotz Schneefalls und beißenden Windes immer mehr aufgeheizt. Plötzlich verspürte er einen leichten Stoß gegen die Brust, dann eine schnelle Bewegung an der Weste. Augenblicklich war er hellwach, doch als er sich an die Westentasche griff, ahnte er es bereits: Seine Uhr war weg.

Fuchsteufelswild schaute er um sich. Er sah ein Meer von erregten Gesichtern mit glühenden Augen und offenen, keuchenden Mündern.

Da blieb sein zorniger Blick an einem Gesicht hängen, das ganz nah bei ihm war, so nah, daß eine zarte Strähne

zimtbraunen Haars seine Schulter berührte. Es war das Antlitz einer Madonna. Ein blasses, vollkommen geformtes Oval mit braungoldenen, weit auseinanderstehenden Augen unter sanft geschwungenen, breiten Brauen. Die dichten, dunkelbraunen Wimpern flatterten, und der wunderschöne Mund bebte.

Plötzlich brüllte eine erregte Stimme: »Passen Sie auf Ihre Taschen auf! Hier treibt sich ein gemeiner Dieb herum!« Ein Chor der Entrüstung erhob sich. Jedermann griff sich sofort ängstlich an die Weste, befühlte seine Hosentasche, und so manch einer stellte entsetzt fest, daß auch er um einen wertvollen Gegenstand leichter war.

Fast im gleichen Augenblick schwankte das Mädchen an seiner Seite. Sie seufzte auf und sank in Ohnmacht. Blitzschnell fing der Mann in Braun sie auf und bewahrte sie davor, von den groben Stiefeln auf dem Pflaster zertrampelt zu werden. Hilflös hing sie in seinen Armen. Ihr Gesicht war noch blasser geworden. Winzige Schweißperlen standen auf ihrer Stirn.

»Bitte um Vergebung, Sir«, murmelte sie mit nervös zuckenden Lidern, bevor sie wieder das Bewußtsein verlor und seiner Umarmung zu entgleiten drohte.

Er hielt sie fest, hob sie hoch und bahnte sich mit dem Mädchen in den Armen einen Weg durch das Gewühl. »Lassen Sie mich durch!« rief er immer wieder in barschem Ton, »die Lady ist ohnmächtig!« Endlich gelang es ihm, sich aus der Menge herauszukämpfen, die jetzt von dem Spektakel vorn am Galgen ganz gebannt war. Er hatte sich eben einen etwas ruhigeren Platz erobert, als der Mob laut aufbrüllte. Der Mann wußte – in dieser Sekunde hatte der Henker Derek und Gerald den Karren unter den Füßen weggezogen, und die beiden baumelten am Galgen. Seine Züge verhärteten sich. Kalt wie arktisches Eis wurde sein Blick. Er schloß die Augen.

»Ich danke Ihnen, Sir«, wisperte das Mädchen in seinen Armen, das in dem Augenblick aus seiner Ohnmacht

erwachte. »Ich hab' meine Freunde in dem Gedränge verloren, und ich hatte solche Angst, daß die Masse mich tottrampelt! Aber nun geht es mir wieder gut.«

Ihre Stimme klang jetzt überraschend kräftig und voll. Ihr Samtumhang hatte sich im Gedränge ein wenig geöffnet und gab den Blick auf ein schlichtes Musselinkleid frei. Den Ausschnitt bedeckte ein einfaches weißes Halstuch, wie es sich für ein anständiges Mädchen aus gutem Hause ziemte. Ihre Hände steckten in einem Samtmuff. Sie schaute zu ihm auf und lächelte unsicher, als er keine Anstalten machte, sie abzusetzen.

»Wie wollen Sie denn Ihre Freunde wiederfinden?« fragte er und warf einen Blick auf das brodelnde Menschengetümmel. »Die können überall sein. Das ist hier nicht der Ort für eine wohlerzogene junge Dame, allein herumzulaufen.«

»Bitte, Sir, ich möchte Sie nicht länger belästigen«, erwiderte sie bestimmt. »Ich bin sicher, daß ich meine Freunde finden werde ... Sie werden nach mir suchen.« Sie stemmte sich gegen seine Umarmung, und es überraschte ihn, mit welcher Entschlossenheit sie sich zu befreien versuchte.

Da keimte in ihm ein Verdacht auf. Er erinnerte sich an den seltsamen Ablauf des Geschehens. Alles hatte einfach zu gut zusammengepaßt ... aber nein, er mußte sich täuschen. Es konnte einfach nicht wahr sein, daß dieses unschuldige Engels Gesicht mit der honigsüßen Stimme ein gerissener Langfinger war!

Plötzlich tauchte Philips Gesicht vor ihm auf. Philip, als er ein Kind war – der engelsgleiche, sanfte, schmeichelnde, unschuldige kleine Philip. War seinen Eltern jemals eine einzige Klage über ihren Liebling zu Ohren gekommen? Oder dem Kindermädchen, oder dem Hauslehrer? Oder sonst irgend jemandem in dem Schloß, in dem Klein-Philip das Zepter führte?

»Lassen Sie mich herunter, Sir!« Die jetzt deutlich ungehaltene Stimme des Mädchens brachte ihn mit einem Schlag in die Gegenwart zurück.

»Ja, gleich«, beruhigte er sie. »Aber lassen Sie uns doch erst einmal nach Ihren Freunden Ausschau halten. Wo genau haben Sie sie denn verloren?«

»Wenn ich das so genau wüßte, Sir, hätte ich wohl kaum Probleme, sie wiederzufinden«, gab sie in scharfem Ton zurück. »Sie sind sehr zuvorkommend gewesen, und mein Onkel wird Ihnen äußerst dankbar sein, daß Sie mich gerettet haben. Wenn Sie mir Ihren Namen und Ihre Adresse geben, werde ich dafür sorgen, daß Sie in angemessener Weise entlohnt werden.« Wieder wand sie sich heftig, um sich aus seinem Griff zu befreien.

Doch er ließ nicht locker und hob sie noch höher. »Verehrteste, Sie beleidigen mich«, widersprach er mit samtweicher Stimme. »Ein Schuft, der ein unschuldiges Mädchen wie Sie in dieser Situation sich selbst überließe!« Er sah sich mit gespielt besorgter Miene um. »Nein, ich werde nicht eher ruhen, als bis ich Sie persönlich zu Ihrer Familie zurückgebracht habe.«

Er schaute sie an. Die Kapuze ihres Umhangs war zurückgefallen, und Schneeflocken hatten sich auf ihr leuchtendbraunes Haar gesetzt, das sie zu einem Zopf geflochten und locker hochgesteckt hatte. Der Ausdruck weiblicher Schwäche und Hilflosigkeit war heller Empörung gewichen. »Jetzt verraten Sie mir doch erst einmal Ihren Namen«, schlug er in beruhigendem Ton vor, »und dann überlegen wir uns gemeinsam, wie wir Ihre Freunde wiederfinden können.«

»Octavia«, stieß sie mit zusammengebißenen Zähnen hervor. Sie betete zu Gott, daß er sich damit zufrieden geben und sie endlich wieder absetzen würde. Sobald sie wieder Boden unter den Füßen hatte, würde sie verschwinden, so schnell sie konnte. »Octavia Morgan. Und

ich versichere Ihnen, es gibt nicht den geringsten Grund, sich weiter um mich zu bemühen.«

Er lächelte. Seine Ahnung hatte ihn also nicht getrogen. »Oh, ich glaube doch, Miß Morgan. Octavia ... was für ein ungewöhnlicher Name.«

»Mein Vater ist Altphilologe«, erwiderte sie wie immer, wenn sie auf ihren lateinischen Namen angesprochen wurde. In ihrem Kopf rasten die Gedanken. Sie hatte begriffen – er spielte mit ihr. Aber warum bloß? Hatte er vor, ihre mißliche Lage auszunutzen? Aus der Art, wie er sie festhielt, sprach jedoch ein gewisser Respekt. Dieser Mann war kein Wüstling, der vorhatte, eine junge Frau zu entführen. Sein Aussehen und seine Sprache verrieten den Gentleman, auch wenn die schlichte Kleidung und das ungepuderte Haar nahelegten, daß er nicht adligen Geblüts war.

Aber warum ließ er sie nicht laufen? Die Ausbeute ihrer morgendlichen Arbeit lag wohlverborgen unter ihren Unterröcken in einem Beutel, der sich dicht an die Schenkel schmiegte. Durch einen unsichtbaren Schlitz im Kleid konnte sie ihn jederzeit mühelos erreichen. Zum Glück konnte der Mann den Beutel durch das sperrige Fischbeingestell ihres Reifrocks nicht ertasten, so fest er sie auch umschlungen hielt. Trotzdem fand sie es an der Zeit, diese höchst unerfreuliche Begegnung zu einem Ende zu bringen.

Blitzschnell zog sie ihre zierliche Hand aus dem Muff, ballte sie zu einer Faust und versetzte ihm einen Kinnhaken, daß sein Kopf in den Nacken flog. Gleichzeitig drehte sie sich in seiner Umklammerung und biß ihn mit aller Kraft in den Oberarm.

Er ließ sie fallen wie eine heiße Kartoffel, und schon war sie auf und davon. Wie ein Wiesel schlüpfte sie durch das Gedränge, wohlwissend, daß er ihr auf den Fersen war – ein lautloser, bedrohlicher Verfolger. Sie hastete durch das Getümmel. In einer dunklen Seitengasse duckte sie sich in

einen Hauseingang, um Atem zu schöpfen. Ihr Herz raste. Hatte sie ihn abgeschüttelt? Doch nein, da war er schon wieder, am anderen Ende der Gasse, ein amüsiertes Lächeln auf den Lippen.

Voller Angst stürzte sie sich wieder in die Menge, die sich jetzt langsam zu zerstreuen begann. Die Leute waren in gereizter Stimmung. Von überallher hörte man heftige Wortgefechte, laute Flüche, an manchen Stellen entstanden Handgemenge, als einzelne Gruppen vergeblich versuchten, sich aus der Masse zu lösen. Ein paar Sänfenträger warteten am Rande des Platzes auf Kundschaft, während die Menschen an ihnen vorbeiströmten. Das war die Rettung! Octavia kämpfte sich durch das Gewühl auf die Sänften zu. Ein hastiger Blick über die Schulter – hatte sie ihren Verfolger in der Seitengasse abgehängt? Nein – er war schon wieder hinter ihr. Ruhigen Schrittes schob er sich durch das Gewimmel, kam ihr immer näher, ohne sich offenbar beeilen zu müssen. Octavia war den Tränen nahe. Ihr Versuch, ihm zu entkommen, war von Anfang an zum Scheitern verurteilt gewesen. Panik wallte in ihr auf. Sie besaß seine Uhr. Wenn er Verdacht geschöpft hatte und sie fangen wollte, um sie der Polizei auszuliefern, noch dazu mit dem Corpus delicti unter ihren Röcken – unvorstellbar! Sie würde am Galgen enden, genau wie die beiden Pechvögel, die der Menge so einen vergnüglichen Morgen und ihr ein so einträgliches Geschäft beschert hatten.

Ihre Hand fuhr unter die Röcke und betastete den vollen Beutel. Die Bänder, an denen der Sack aufgehängt war, hatte sie um die Taille geschlungen und am Rücken fest verknotet. Sie konnte sie unmöglich mit einer Hand lösen, um sich des Beutels zu entledigen. Außerdem wollte sie das auch gar nicht. Die Arbeit eines ganzen Morgens sollte nicht umsonst gewesen sein. Mit dem Ertrag ihrer Beute konnte sie die Miete bezahlen, Papas teure Bücher aus dem Pfandhaus einlösen, ihm seine Medizin besorgen und einen

Monat lang genügend Essen auf den Tisch bringen. Wenn sie jetzt ihre Beute wegwarf, war die ganze Angst, die sie ausgestanden hatte, umsonst. Umsonst all die riskanten Manöver, als sie schweißgebadet, mit zitternden Fingern und bis zum Halse klopfendem Herzen ihre betuchten Opfer um ein paar Pretiosen erleichtert hatte!

Entschlossen zog sie die Hand wieder unter ihren Rücken hervor und schlüpfte durch eine Gruppe von Leuten, offenbar eine Familie, die sich gerade gegenseitig mit heftigen Vorwürfen überschütteten, da sie im Gedränge ein Kind verloren hatten. Hinter ihr schloß sich die Menge wieder. Die Sänfenträger waren nicht mehr fern ... nur noch drei Schritte ...

»Nach Shoreditch!« rief sie außer Atem dem vorderen Träger zu und wollte sich erschöpft in die Sänfte fallen lassen.

»Nein, so geht das nicht, Miß Morgan«, ertönte hinter ihr eine ruhige Männerstimme mit leicht spöttischem Unterton, und beschützend legte sich ein Arm um ihre Schultern. »Wissen Sie, ich kann es einfach nicht verantworten, Sie gehen zu lassen, bevor ich Sie nicht wieder sicher im Schoße Ihrer Familie weiß.«

Sie war gefangen. Fieberhaft überlegte sie. Er hatte keinerlei Beweise dafür, daß sie im Besitz seiner Uhr war. Sie sah nun wirklich nicht nach einem Langfinger aus, und er hatte nur den einzigen Anhaltspunkt für seinen Verdacht, daß sie neben ihm stand, als jemand vor einem Taschendieb gewarnt hatte. »Sir, Ihre Begleitung ist mir alles andere als erwünscht«, wandte sie sich mit hochmütig zurückgeworfenem Kopf an ihr Gegenüber. »Muß ich erst die Polizei holen?«

»Aber nicht doch, Madam«, versetzte er ironisch, »das übernehme ich gerne für Sie, wenn Sie dies wünschen!« In seinen grauen Augen blitzte der Schalk.

»Wollen Sie nach Shoreditch, Lady, oder nicht?« fragte der Träger verärgert, noch ehe sie sich, da ihr Bluff nicht

verfangen hatte, eine neue Taktik überlegen konnte.

»Jawohl, das will ich!« entgegnete sie bestimmt und machte sich daran, endgültig in die Sänfte zu steigen.

»Nein!« hielt ihr ungebetener Begleiter in lebenswürdigstem Ton dagegen. »Nein, das glaube ich nicht.« Er packte sie mit entschlossenem Griff am Arm und zog sie von der wartenden Schlange der Sänfenträger fort. Sie verstand – die Zeit der neckischen Spielchen war vorbei. Jetzt würde man zur Sache kommen. »Wissen Sie, Miß Morgan«, sagte er, »ich glaube, ich habe ein Wörtchen mit Ihnen zu reden.«

Trotzig reckte sie das Kinn. »Und worum geht es, wenn ich fragen darf?«

»Oh, ich denke, Sie wissen Bescheid«, antwortete er gelassen. »Über Privateigentum zum Beispiel und über Attacken in der Öffentlichkeit. Aber verlassen wir doch erst einmal diesen unwirtlichen Ort.«

Sie hatte keine Wahl. Aber zumindest war jetzt nicht mehr von der Polizei die Rede. Vielleicht würde er sie ja laufen lassen, sobald sie ihm seine Uhr zurückgegeben hatte. So schwieg sie und setzte ihm auch keinerlei Widerstand mehr entgegen, als er sie mit sanftem Druck vor sich durch die Menge schob.

Plötzlich kam eine eigenartige, bedrohliche Stimmung auf. Der Mob begann wieder wilder zu schieben und zu stoßen, und erregtes Raunen ging durch die Reihen, das sich langsam zu hektischem Geschrei steigerte. »Die Preßpatrouille!« tönte es von überallher. Panik machte sich in den Gesichtern breit.

»Das gibt noch Blutvergießen«, murmelte Octavias Begleiter. Er packte sie fester am Arm. »Die Preßpatrouille weiß, wo sie am besten neue Matrosen ausheben kann. Wir müssen hier fort, bevor die Leute durchdrehen.«

Octavia hatte jetzt jede Lust auf einen weiteren Fluchtversuch verloren. Ihr Verfolger hatte sich in einen Beschützer verwandelt. Ängstlich drückte sie sich an ihn.

In dem Moment kamen in dem allgemeinen Gedränge und Geschiebe hinter ihr ein paar Leute ins Straucheln, und hätte er ihr nicht blitzschnell unter die Arme gegriffen, wäre sie mit zu Boden gerissen und von der nachrückenden Menge überrannt worden. Brüllend und kreischend drängte die Meute in rhythmischen Wogen über den Platz. Männer, Frauen und Kinder kämpften wie Besessene darum, sich aus der Masse zu befreien und sich in die Seitenstraßen zu retten. Und dann waren sie da! Aus der Edgware Road stürmte eine Armee knüppelschwingender Matrosen unter der Führung einiger Marineleutnants auf den Platz, umzingelte die Menge und begann, sich die jungen und kräftigen Männer wahllos zu greifen. Das herzerreißende Schluchzen der Frauen, denen man Ehemänner und Söhne von der Seite riß, wurde nur von dem panischen Gebrüll der Masse übertönt.

Die Preßpatrouille würde es nicht wagen, einen Gentleman anzurühren, und Octavias Begleiter war zweifellos ein Gentleman. Die Gefahr bestand jetzt darin, von der Meute niedergetrampelt zu werden. Überall hörte man das verzweifelte Schreien am Boden Liegender, das langsam in schmerzgequältes, dumpfes Stöhnen überging, während eisenbeschlagene Stiefel achtlos über sie hinwegstampften.

Octavia hatte jede Orientierung verloren. Das einzige, was ihr Sicherheit gab, war der feste Griff ihres Begleiters, während sie von der Menschenflut mitgerissen wurden. Sie sah nur Körper, Arme und Beine vor sich, bis sie aus dem Augenwinkel plötzlich etwas wahrnahm.

»Da rüber!« schrie sie, so laut sie konnte. Mit eingezogenem Genick schoß sie nach links und kämpfte sich wie eine Löwin durchs Getümmel, unterstützt von den starken Armen ihres Begleiters, bis sie endlich den rettenden Hauseingang erreichten, den Octavia entdeckt hatte. Atemlos standen sie im Dunkeln und rangen nach

Luft, während die Menschen weiter an ihnen vorbeifluteten.

»Gott sei Dank!« stöhnte Octavia und lehnte sich an die Tür in ihrem Rücken. Ihr Haar hatte sich gelöst. Das Halstuch war aufgegangen und gab den Blick auf ihren weißen, wogenden Busen frei. Als sie bemerkte, daß er seine Augen genüsslich über ihren Körper gleiten ließ, zog sie instinktiv den Umhang enger zusammen, um ihre Blöße zu bedecken. Am Schenkel spürte sie das schwere Gewicht des Beutels.

»Kompliment, Miß Morgan, Sie haben einen hervorragenden Überblick!« bemerkte ihr Begleiter und starrte stirnrunzelnd auf die Horden, die an ihren Augen vorüberhasteten. »Wir warten hier, bis alles vorbei ist.«

»Ach übrigens ... Sie haben sich mir noch gar nicht vorgestellt«, bemerkte Octavia spitz, bemüht, ihr Selbstbewußtsein zurückzugewinnen.

»Ja, richtig«, pflichtete er bei und zog eine mit Japanlack überzogene Schnupftabakdose aus seiner tiefen Manteltasche. Er öffnete den Deckel und nahm umständlich eine Prise.

Neugierig wartete Octavia auf eine Antwort, doch er blieb sie ihr schuldig. »Und, Sir«, fragte sie nach einer Weile und stampfte ungeduldig mit dem Fuß auf den Steinboden, »darf ich jetzt Ihren Namen erfahren?«

Er schaute sie an, die eine Augenbraue leicht hochgezogen. »Ich gebe zu«, begann er, »das war sehr unhöflich von mir. Nun ... wenn Sie gestatten«, er deutete mit elegantem Schwung eine Verbeugung an. »Im Moment bin ich Lord Nick – stets zu Ihren Diensten!«

Sie schaute ihn an und überlegte, wo sie den Namen schon einmal gehört hatte. Und was meinte er bloß mit ›im Moment‹? Dann plötzlich sank ihr vor Überraschung das Kinn herab. »Oh! Lord Nick, der Räuber?«

Lächelnd zuckte er die Achseln. »Alles pure Verleumdung. Weiß der Himmel, wo die Leute diese

Geschichten herhaben.«

Fassungslos schüttelte Octavia den Kopf, als ob sie einen bösen Traum verscheuchen wollte. Also überhaupt kein Gentleman, sondern Lord Nick, der berühmt-berüchtigte Straßenräuber, den bisher noch kein Sterblicher zu fassen bekommen hatte! Wenn er es wirklich war – denn er sah nach allem anderen, nur nicht nach einem Straßenräuber aus –, dann würde er wohl wenig Interesse daran haben, sie der Polizei zu übergeben. Aber in Anbetracht der Umstände und nicht zuletzt zum Dank, daß er sie aus den Fängen der Masse gerettet hatte, schien es ihr eine Frage der Ehre, ihm seine Uhr zurückzugeben. So fuhr sie mit der Hand unter die Röcke, um sie aus dem Beutel zu angeln. Doch als sie bemerkte, daß er jede ihrer Bewegungen süffisant grinsend verfolgte, zog sie ihre Hand mit einem verlegenen Lächeln wieder zurück.

Nein. Der Ausdruck seiner schiefergrauen Augen gefiel ihr nicht, und hier mitten in der Öffentlichkeit war nicht der richtige Ort, ein Schuldbekenntnis abzulegen, noch dazu ein unerbetenes. Auch nicht gegenüber einem Kollegen aus dem Gewerbe.

Die Menge hatte sich inzwischen verlaufen. Nur von ferne hörte man gelegentlich noch Schreie gellen.

»Kommen Sie«, sagte Lord Nick. »Die Luft ist rein.«

»Ich denke, unsere Wege trennen sich jetzt, Sir«, entgegnete sie kühl und trat aus dem Hauseingang. Leider war weit und breit keine Sänfte in Sicht. Die Träger hatten sich wohl beim Auftauchen der Preßpatrouille sofort verdrückt, denn sie waren junge, kräftige Männer, geradezu ideale Kandidaten für die Marine Seiner Majestät.

Lord Nick zog überrascht die Brauen hoch. »Sie sind zwar ein helles Köpfchen, Octavia, aber hin und wieder offenbar ein wenig begriffsstutzig«, bemerkte er. »Wir haben doch noch ein kleines klärendes Gespräch zu führen, wenn ich Sie daran erinnern darf.«

Er schaute sich um. »Mein Pferd steht am ›Rose and Crown‹ ... hier entlang, wenn ich bitten darf.«

Das ›klärende Gespräch‹ war also nicht zu vermeiden. Aber der Gedanke, daß in seinem Gasthof ja eine gewisse Öffentlichkeit herrschte, beruhigte sie. Resigniert ließ sie sich durch die jetzt menschenleeren, aber von Abfällen übersäten Straßen zum ›Rose and Crown‹ führen.

Doch statt zum Vordereingang ging er auf den Stall am Rückgebäude zu. »Wollen Sie vor oder hinter mir sitzen?« fragte er und winkte den Stallburschen heran.

»Weder noch«, entgegnete sie scharf. »Worüber reden Sie eigentlich?«

Er seufzte. »Ich stehe nicht in dem Ruf, mich undeutlich auszudrücken ... bring mir mein Pferd, Junge ... Wir haben einen Weg von fünf Meilen vor uns, Miß Morgan. Also ...« Er zuckte die Achseln, als verstünde sich der Rest von selbst.

Octavia geriet in Harnisch. Bis jetzt hatte sie seine Befehle bereitwillig befolgt, denn sie fühlte sich zum einen schuldig, weil sie ihn bestohlen hatte, zum anderen war sie ihm dankbar, weil er sie beschützt hatte. Aber jetzt war das Maß voll.

»Ich komme nicht mit Ihnen«, versetzte sie grimmig, bemüht, nicht die Beherrschung zu verlieren. Sie war kreidebleich vor Wut, und ihre Augen schossen Blitze. »Ich weiß nicht, was Sie im Schilde führen, aber wenn Sie meinen, mich entführen zu können, dann sind Sie im Irrtum. Ich werde schreien, daß Gott und die Welt zusammenläuft!«

Er tat so, als hätte er ihre Worte nicht gehört und widmete seine ganze Aufmerksamkeit dem Pferd, das der Stallbursche am Zügel heranzuführte. Es war ein breitschultriger Rotschimmel, kräftig genug, zwei Reiter zu tragen.

»Nun, Miß Morgan ... vorne oder hinten?« Er wandte sich Octavia zu. »Beide Sitze sind zu empfehlen. Peter ist

ein ruhiges, sehr zuverlässiges Tier.«

»Sagen Sie, sind Sie schwerhörig?« zischte sie. »Ich wünsche einen angenehmen Tag!« Damit machte sie auf dem Absatz kehrt und stolzierte von dannen. Ihr Herz klopfte bis zum Hals. Jeden Moment erwartete sie, seine eiserne Hand auf ihrer Schulter zu spüren, doch nichts dergleichen geschah. Und so gelangte sie unbehelligt aus dem Hof des ›Rose and Crown‹ hinaus auf die schmale Gasse. Ein Stein fiel ihr vom Herzen. Offenbar hatte er eingesehen, daß sie für seine Spielchen nicht zu haben war. Sie war erleichtert, daß ihr gefährliches Abenteuer doch noch gut ausgegangen war.

Das holprige Pflaster war von einem Flaum frisch gefallenen Schnees bedeckt. Es wehte ein kalter Wind, und sie fröstelte. Von einer Kirchturmuhur schlug es neun. Nach all dem Theater und all der Aufregung, die sie heute schon erlebt hatte, war sie überrascht, daß es noch so früh war. Ihr Vater würde um diese Zeit wie immer über seinen Büchern sitzen und sich weder um die Tageszeit noch um das Wetter scheren, wahrscheinlich nicht einmal bemerkt haben, daß sie nicht da war. Wenn sie auf sein Rufen nicht erschiene, würde sich Mistress Forster um ihn kümmern.

Mistress Forster. Sie schuldete ihr schon zwei Wochen Miete. Unwillkürlich beschleunigte Octavia ihren Schritt. Jetzt endlich konnte sie diese Peinlichkeit bereinigen.

Das Klappern von Pferdehufen hinter ihr drang anfänglich gar nicht in ihr Bewußtsein. Sie lief in der Mitte der Straße, um nicht dauernd dem fauligen Wasser und den Abfällen im Rinnstein ausweichen zu müssen. Jetzt, wo das Pferdegetrappel immer näher kam, blieb ihr nichts anderes übrig, als schnell zur Seite zu springen und durch die Gosse zu planschen, wollte sie nicht zu Boden getrampelt werden. Immer wieder passierte es, daß harmlose Passanten von rücksichtslosen Reitern niedergeritten wurden.

»Pest und Cholera an deinen Hals, du räudiger Hund!« fluchte sie alles andere als damenhaft, als das verdreckte Rinnsteinwasser durch ihre Stiefel drang und den Saum ihres Reifrocks beschmutzte, den sie nicht rechtzeitig hatte hochheben können. »Der Teufel soll dich ...«

Der Rest ihrer Verwünschung ging unter, als der Reiter, inzwischen auf ihrer Höhe, sich in fliegendem Ritt aus dem Sattel beugte und sie mit der Kraft und dem Geschick eines Zirkusakrobaten zu sich aufs Pferd riß.

Als Octavia begriff, was passiert war, war es schon zu spät. Sie saß auf dem Rücken des Rotschimmels, hinter sich den mächtigen Körper Lord Nicks, der sie mit eisernem Griff umklammert hielt.

Octavia holte Luft und stieß dann einen schrillen Schrei aus, so laut und so gellend, daß überall in der Gasse die Läden aufflogen und neugierige und ängstliche Gesichter aus den Fenstern schauten.

»Wollen wir bei der Polizei vorbeischaun?« murmelte Lord Nick an ihrem Ohr, der keinerlei Anstalten machte, ihr den Mund zuzuhalten. »Ich bin sicher, man wird sich sehr dafür interessieren, was Sie alles Schönes unter Ihrem Rock verborgen haben.«

Octavias Schrei verhallte im Wind. »Und *ich* bin sicher«, schoß sie zurück, »daß man sich sehr dafür interessieren wird, wer der Gentleman ist, der die Anzeige erstattet. Heute morgen haben sie schon zwei von Ihrem Schlage aufgeknüpft. Sie werden begeistert sein, wenn ich ihnen den Dritten im Bunde liefere.«

»Und wer sollte mich identifizieren, verehrte Miß Morgan?«

Sie erschrak. Tatsächlich, sie hatte keinerlei Beweise außer seinen eigenen Worten. Für ihren Diebstahl dagegen gab es jede Menge Beweise unter ihren Röcken. Wieder mußte sie sich zähneknirschend eingestehen, daß sie verloren hatte. Und so verfiel sie in bitteres Schweigen.

Sie hatten inzwischen die Gasse verlassen. Der Schnee fiel in dichten Flocken, und Octavia wußte nicht, wo sie waren.

»Wohin entführen Sie mich jetzt?« fragte sie, auch wenn sie zugeben mußte, daß ihr das unter den gegebenen Umständen ja eigentlich ziemlich egal sein konnte.

»Aufs Land. An einen stillen Ort, an dem wir in aller Ruhe unser kleines Gespräch führen können.«

»Ich habe Ihnen nichts zu sagen.«

»Aber ich.«

»Lassen Sie mich runter, dann gebe ich Ihnen in Gottes Namen Ihre verdammte Uhr zurück«, brach es aus ihr heraus.

»O ja, natürlich«, stimmte er mit sanfter Stimme zu. »Die werden Sie mir zurückgeben. Aber alles zu seiner Zeit, Miß Morgan. Alles zu seiner Zeit.«

Kapitel 2

Sie ritten durch ein Gewirr von Straßen und Gäßchen, die immer enger und armseliger wurden, bis sie den Fluß erreichten. Octavia kam alles wie ein Alptraum vor. Einen kurzen, verzweifelten Augenblick lang hatte sie überlegt, ob sie vom Pferd springen sollte. Aber der holprige und glitschige Boden tief unter ihr und der stahlharte Griff, mit dem Lord Nick sie gepackt hielt, ließen jeden Gedanken an eine Flucht absurd erscheinen. Es geschah oft, daß Frauen von der Straße weg, manchmal sogar aus ihrem eigenen Hause entführt wurden, aber meist waren es reiche Witwen oder junge Erbinnen, die auf diese Weise in die Ehe gezwungen werden sollten. Sie selbst war weder reich noch hatte sie ein Erbe zu erwarten. Hatte der Straßenräuber also nur vor, sie zu vergewaltigen?

»Was wollen Sie von mir?« fragte sie. »Was für ein Interesse haben Sie an einem ganz gewöhnlichen Taschendieb?«

»Nein, einem ganz und gar *ungewöhnlichen* Taschendieb«, verbesserte er sie in seinem üblichen amüsierten Ton. »Einem schönen, gebildeten, elegant gekleideten und höchst kunstfertigen Taschendieb. Die Idee mit der gespielten Ohnmacht war wirklich genial. Erst bestehlen Sie Ihr Opfer, und dann benutzen Sie es noch, Ihnen zur Flucht vom Tatort zu verhelfen.« Er lachte lauthals. »Für was für einen Tölpel müssen Sie mich gehalten haben!«

»Sie wollen sich also nur an mir rächen«, überlegte sie laut, obwohl seine Worte nicht sonderlich rachelüstern

klungen. »Was wollen Sie mit mir anstellen? Vergewaltigen? Ausrauben? Umbringen?«

»Was haben Sie für eine blühende Phantasie, Miß Morgan! Frauen zu vergewaltigen hat mich nie interessiert.« Er schmunzelte. »Und auf die Gefahr hin, daß Sie mich für einen Aufschneider halten – bisher hatte ich es auch noch nicht nötig.«

Octavia wußte nichts darauf zu antworten, da ihr seine Erklärung durchaus plausibel erschien. Denn trotz ihrer Wut und Angst mußte sie zugeben, daß dieser Straßenräuber verdammt attraktiv aussah.

»Andererseits«, wandte er bedächtig ein, »wenn Sie die Idee so reizt, dann denke ich, können wir es so einrichten, daß wir beide unseren Spaß dabei haben.«

Was für eine Unverschämtheit! Mit erhobener Hand fuhr Octavia im Sattel herum, um mit einer schallenden Ohrfeige das anzügliche Grinsen aus seinem Gesicht zu wischen.

Doch diesmal kam er ihr zuvor. Noch ehe sie ihn treffen konnte, hatte er den Schlag abgefangen und ihre Faust mit Gewalt wieder in den Schoß gedrückt. »Ihnen scheint die Hand ein wenig zu schnell auszurutschen, Miß Morgan«, stieß er gefährlich leise hervor. »Ich habe Ihre Attacke von heute früh nicht vergessen, und so leid es mir tut, ich werde dafür Vergeltung fordern müssen.« Jedes Lächeln war auf seinem Gesicht erstorben, und seine Augen blickten grau und kalt. »Ich reagiere höchst empfindlich auf körperliche Angriffe, Miß Morgan. Merken Sie sich das.«

»Sie provozieren sie ja!« konterte sie, bleich vor Wut. »Heute morgen wollten Sie mich nicht loslassen, und gerade eben haben Sie mich beleidigt!«

»Ich bitte um Verzeihung, ich hatte nicht vor, Sie zu beleidigen«, erwiderte er mit einem achtlosen Achselzucken, ohne den eisernen Griff um ihr Handgelenk zu lösen. »Wir sind aus dem gleichen Holz geschnitzt,